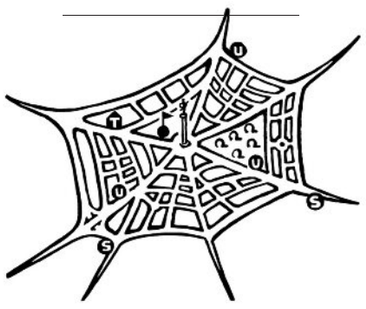
Feuilleton

URBANE LEGENDEN

Auf den Pop gekommen

TILMAN KRAUSE



Liebe Menschen versuchen immer wieder mit rührender Hartnäckigkeit, mich für die Popmusik zu gewinnen. Der letzte Köder, den sie auswarfen, war der britische Sänger Morrissey. Der sei ja mein Jahrgang. Der sehe mir doch frisurtechnisch so ähnlich. Und mit dem hätte ich auch sonst so viel gemeinsam. Der würde mir ganz bestimmt liegen: „Lass dich doch mal darauf ein!“

Na, ja, Morrissey gilt unter seinen Fans als etwas nöliger Dandy mit Hang zu Verbalinjurien gegen die Queen. Außerdem hält er, ganz und gar politisch korrekt, Männlichkeit und Weiblichkeit für willkürliche gesellschaftliche „Zuschreibungen“ und singt dauernd von seiner Übergeschlechtlichkeit. Wer das mit mir in Verbindung bringt, kann nicht viel von mir begriffen haben. Aber einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul. Ich höre mir also die CD mit Morrissey-Songs aus vier Jahrzehnten an.

Und es geht mir so, wie es mir immer geht, wenn ich konzentriert Pop höre (und nicht als Begleitmusik dudeln lasse, dann sieht die Sache natürlich anders aus): Das kommt mir alles harmonisch äußerst schlicht vor, dazu unglaublich eintönig und repetitiv. Tja, und die Weltschmerz-Attitüde ist wirklich allerdünnster Aufguss einer schlecht verdauten Romantik. Das sage ich auch, etwas freundlicher verpackt natürlich, dem Spender der CD. „Aber mit 15 hat mir Morrissey das Leben gerettet! Damals war das der einzige Mensch auf der Welt, von dem ich mich verstanden fühlte“, gibt tief verletzt der Morrissey-Verehrer zurück.

Eben! Popmusik hat mit Musik nämlich im Grunde nichts zu tun. Egal, ob man nun Morrissey, Frank Zappa oder Bob Dylan hört: Pop wird genutzt als Vehikel zur Gefühlsausbildung. Pop dient der Egostabilisierung und oft auch zur Anpassung an die im eigenen Umfeld gerade angesagte Jugendkultur. Wenn man fünfzehn ist. Wenn man auf die immer gleichen fünf Akkorde abfährt. Könnte man nicht irgendwann einen differenzierteren Musikgeschmack entwickeln?

Komischerweise verweigern sich popsozialisierte Menschen dem oft sehr konsequent. Sie, die sich intellektuell durchaus immer komplexeren Texten oder Kunstwerken öffnen, bleiben doch in musikalischer Hinsicht ungewöhnlich oft auf dem Niveau von Fünfzehnjährigen stehen. Beethovens späte Streichquartette, Schubert Klaviersonaten, Mozarts Opern: Der unerschöpfliche Reichtum einer klanglichen Magie und Schönheit, der zu den höchsten Genüssen zählt, die das Leben bereithält, bleibt unerschlossen. Und die mangelnde Ansprechbarkeit für diese Herrlichkeiten (von ihrer Kennerschaft zu schweigen) wird nicht mal als Makel empfunden.

Wie kommt das nur? Wie kann es sein, dass inzwischen so viele intelligente Menschen nicht mehr in einem vertrauten Verhältnis zur klassischen Musik stehen, während sie im Umgang mit Pop, früher eine Angelegenheit der Unterschicht, so tun, als könne man dort weltanschauliche Claims abstecken? Längst stellt ja Pop ein hochgradig weitverzweigtes Referenzsystem dar, das, wie der Fußball, der früher auch unter Volkssport verbucht wurde, den Diskurs erobert hat. Man kann heute durchaus damit punkten, sich als Fan von, sagen wir, Indie-Pop zu outen oder wenn man zugibt, dass man den parodistischen Neonationalismus gewisser deutsch singender Gruppen cool findet. Und zwar, weil man damit ein soziales Statement abgibt. Rein musikalisch-motivisch betrachtet, ist das ja alles genauso unbeträchtlich wie Morrissey.

Die Vorliebe für Donizetti-Opern, Brahms’ Kammermusik oder Bachsche Kantaten hingegen ist ausschließlich musikalisch von Belang. Sie hat mit Milieuzugehörigkeit oder intellektueller Distinktion rein gar nichts zu tun. Sie setzt nur geschultes Gehör voraus. Klassik oder Pop: Das ist der Widerstreit zwischen Substanz und Äußerlichkeit. Nichts gegen Äußerlichkeiten. Aber von der Substanz hat man auf Dauer mehr.

ODESSA INTERNATIONAL FILMFESTIVAL

Wurde in Odessa gezeigt: „The Lobster“ von Yorgos Lanthimos. In diesem Sience-Fiction-Romantic-Thriller müssen alle unbedingt einen Partner finden

Eine Krise, ein Schock und das Fest des Lebens

Beim Odessa Filmfestival erlebt man eine Stadt, die die Wahrheit des Kriegs von sich weist und gierig nach Normalität ist

INGA PYLYPCHUK

Dieser Abend gehört zu denen, die man nie vergessen wird. Die Sterne leuchten hell, hinter der Leinwand zeichnen sich der Hafen von Odessa und das ruhige Schwarze Meer ab.

15.000 Zuschauer sitzen dicht gedrängt auf der Potemkinschen Treppe, diesem legendären Ort der Filmgeschichte. Die Szene aus Sergei Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“, in der der Matrosenaufstand von 1905 von der zaristischen Marine brutal niedergeschlagen wird, hat diese Treppe weltberühmt gemacht – und sie hat ihr den heutigen Namen gegeben. Früher soll sie Große, Gigantische, Boulevard-, Woronzow-, Hafentreppe geheißen haben. Heute kann sie nur die Potemkinsche Treppe sein. Einmal im Jahr beim Odessa Filmfestival treffen sich hier Kinoliebhaber aus der ganzen Welt, um sich zusammen einen Film anzuschauen. Dieses Jahr wird hier Dziga Vertovs „Der Mann mit der Kamera“ aus dem Jahr 1929 gezeigt.

„Das ist ein bedeutendes Ereignis für die Ukraine, denn zum ersten Mal wird auf der Potemkinschen Treppe ein ukrainischer Film gezeigt,“ meint der Kiewer Filmkritiker Jaroslaw Pidgora-Gwjazdowskyj. Das Meisterwerk der sowjetischen Avantgarde war tatsächliche eine ukrainische Filmproduktion. „Der Mann mit der Kamera“ dokumentierte das urbane Leben und die industrielle Entwicklung der Städte Kiew, Moskau und Odessa. Durch experimentelle Montageverfahren wollte Vertov die Möglichkeiten des Visuellen erforschen. 86 Jahre später hilft ihm dabei der englische Komponist Michael Nyman. Nyman, bekannt für seine Musik für die Filme von Peter Greenaway und Jane Campions „Das Piano“, ist ein Fan von Vertov. An diesem Abend steht er unten auf der Bühne neben der Leinwand und blickt auf die 192 Stufen der Potemkinschen Treppe hoch. Er hat die Musik für Vertovs Film geschrieben und begleitet nun die Filmvorführung mit seiner Band live. Ein Geschenk Großbritanniens an die Ukraine, ein Akt der Solidarität, betonten die Redner vor der Aufführung.

Zum sechsten Mal empfängt nun die Stadt internationale Gäste zum Filmfestival, dem größten in der Ukraine. Im Hauptprogramm wetteifern zwölf Filme aus der ganzen Welt um die Preise für den besten Film, die beste Regie und die beste schauspielerische Leistung. Darunter etwa „Bridgend“ aus Dänemark, ein Thriller, der eine reale Teenager-Selbstmordenserie in Wales auf die Leinwand bringt, „H.“, ein mystische Geschichte über einen unerfüllten Kinderwunsch aus Argentinien, das ukrainische Kriegsdrama „Captum“ und der russische Film „Engel der Revolution“, der sich mit der Zwangssowjetisierung der nördlichen Völker Russlands 1934 befasst.

Zwei Sektionen bieten Raum für den neuen ukrainischen Film (Kurz- und Langfilme), in den anderen werden Preisträger großer Festivals gezeigt, unter anderem der Goldene-Bär-Gewinner der diesjährigen Berlinale Jafar Panahis „Taxi“ (Iran) sowie die beiden Filme, die den silbernen Bären für die beste Kamera geteilt haben: „Victoria“ von Sebastian Schipper (Deutschland) und „Unter elektrischen Wolken“ (Russland/Ukraine/Polen) von Alexej German jr.

„Es wird einfacher und schwerer zugleich, dieses Festival zu organisieren,“ sagt die Direktorin Viktorija Tigipko bei der Eröffnung im alten sowjetischen Musiktheater, das bis zum 18. Juli als Festivalpalast dient. Einfacher, weil das Event an Popularität gewinnt. Schwerer, weil „das Land eine militärische, wirtschaftliche und kulturelle Krise durchlebt.“ Aber es gebe keine Rechtfertigungen dafür, in diesen Zeiten den kulturellen Sektor zu vernachlässigen, meint Tigipko. Die 41-Jährige ist verheiratet mit dem ukrainischen Politiker Serhij Tigipko, der bis April 2014 Janukowitschs „Partei der Regionen“ angehörte. Das wirft nun einen Schatten auch auf die Gastgeberin. Doch das Festival ist für die Ukraine so wichtig, dass die Kritik nicht laut wird.

Bei der Eröffnung des Odessa Filmfestivals ist auch der neue Gebietsgouverneur von Odessa, Micheil Saakaschwili, dabei. Der Ex-Präsident Georgiens, der derzeit in seiner Heimat mit Haftbefehl gesucht wird (Anklage für Veruntreuung von Staatsgeldern), wurde vom ukrainischen Präsidenten Poroschenko Ende Mai ernannt. Da die Regierung Saakaschwili in Georgien effektive Reformen durchsetzen konnte, hoffen nun auch die Ukrainer auf echte Veränderungen im Gebiet Odessa. Die Anklagen gegen Saakaschwili halten die meisten für politisch motiviert. Saakaschwili gibt sich als eifriger Korruptionsbekämpfer. Als er auf die Bühne steigt, brandet lauter Applaus auf. Auf der Eröffnungsparty gibt es eine große Auswahl an Getränken und Austern. Die Frauen tragen teure Seidenkleider, und ziehen edlen Spitzenbesatz hinter sich über den Boden. Eine Band spielt Live-Musik, die Brise vom Meer mischt sich mit feinen Frauendüften.

Herrscht nicht in diesem Land seit einem Jahr Krieg? Steht es nicht kurz vor der Pleite? Kaum vorstellbar hier. Fröhliche Stimmung überwiegt nicht nur beim Festival, sondern in ganz Odessa. Die Strände und Cafés sind voll, lautes Lachen schallt bis spät in der Nacht, junge Frauen in kurzen Shorts flanieren durch die Straßen. An jeder Ampel beobachtet man leidenschaftliche Zungenküsse. Aber auch dieses Fest des Lebens in Odessa ist paradoxerweise ein Effekt der Krise. Früher haben Ukrainer auf der Krim Urlaub gemacht, und sie flogen in die Türkei, nach Kroatien und Montenegro. Die Krim gehört nun de facto zu Russland, und wegen des Absturzes der ukrainischen Währung Hrywnja sind Reisen ins Ausland Luxus geworden. Wenn die Ukrainer also zum Meer wollen, kommen sie in die Gebiete von Odessa, Kherson oder Mykolajiw.

Wenn man die Menschen hier fragt, ob es in der Stadt noch pro-russische Stimmungen gibt, wird man angeschaut, als hätte man etwas Peinliches gesagt. Odessa gehört zur Ukraine, Punkt, antwortet man kurz. Doch die Frage ist berechtigt. Immerhin war auch Odessa ein Teil von Wladimir Putins Projekt Neurussland. Immerhin gab es hier heftige Auseinandersetzungen zwischen Separatisten und pro-ukrainischen Aktivisten. 48 Menschen sind am 2. Mai 2014 gestorben. 43, die meisten davon pro-russische Aktivisten, kamen beim Brand im Gewerkschaftshaus um. Noch zum Jahrestag der Tragödie im Mai stand eine selbstgemachte Gedenkstätte für die Opfer vor dem Gebäude. Nun ist alles weggeräumt worden. Nur ein großer, in den ukrainischen Nationalfarben Blau und Gelb bemalter Zaun steht nun vor dem Eingang. Nach einer Renovierung soll die ukrainische Marine hier einziehen.

„Wissen Sie, Odessa ist vom Geist her apolitisch“, erklären die Einheimischen. „Odessiten sind Lokalpatrioten, sie wollen kein Ort für die Austragung der globalen Konflikte sein.“ Vielleicht so lässt sich auch erklären, warum in Odessa viel weniger ukrainische Fahnen aus den Fenstern hängen, als zum Beispiel in Kiew, Dnipropetrowsk oder sogar Mariupol. Odessiten schämen sich für den 2. Mai, sie wollen ihn vergessen, verdrängen, wie auch den ganzen Krieg. Sie wollen den Sommer und das Festival genießen, als würden in ihrem Land trotz der offiziellen Waffenruhe von Minsk nicht fast täglich Soldaten sterben. Am Abend, an dem die Premiere von „Captum“, eines Films des ukrainischen Regisseurs Anatolij Mateschko über den Krieg stattfindet, ist nur etwa die Hälfte der 1260 Plätze des Festivalpalastes besetzt.

Der Film erzählt von Gefangenschaft. Es wird gefoltert und gemordet. Wenn die Männer, die auf die Geiseln aufpassen, sich langweilen, lassen sie ihre Opfer auf einem Minenfeld herumlaufen. Sie wetten, wer länger überlebt. Eine Frau, die ihren Sohn aus der Gefangenschaft freikaufen will, wird vergewaltigt. Etwa ein Drittel des Publikums verlässt den Saal vor dem Ende des Films. Diejenigen, die bleiben, drehen ihre Köpfe oft zur Seite, machen ihre Augen zu, verdecken ihre Gesichter mit den Händen. Ist es wirklich schon soweit? Ist das unsere Realität? Leben wir tatsächlich inmitten solcher Barbarei? „Captum“ hat viele dramaturgische Schwächen, er ist zu prätentiös und pathetisch, aber er hat ein wichtiges Ziel.

Er soll eine Art Schocktherapie sein, erklärt der Produzent Olexandr Ityhilow. Er soll helfen, die Grausamkeit des Krieges, an den man sich gewöhnt hat, erneut wahrzunehmen. Ein junger Mann steht auf, er sagt ins Mikrofon, er sei Soldat und habe den Film sehr eindrucksvoll empfunden. „Es ist Ihnen gelungen, den psychologischen Zustand zu zeigen, in dem sich Menschen im Krieg befinden. Es ist wie ein Schlund, der einen einsaugt. Ich habe nur eine Frage: Wie leben wir damit weiter? Wie kann man überhaupt damit weiter leben?“

Diese Frage hallt noch lange nach, und sie bleibt unbeantwortet. Hinter den Türen des Festivalpalastes geht das Leben weiter. Odessa versucht auf seine Art und Weise, mit der Krise klarzukommen. Es erzählt Witze, es lacht, es quatscht mit jedem, es hört den Straßenmusikern zu. Es versucht, seinen Humor und seine Identität nicht aufzugeben, obwohl es die Fragen des Soldaten sehr wohl gehört hat: Wie leben wir damit weiter? Wie kann man überhaupt damit weiter leben?

Das göttlichste Gemetzel dieses Sommers

Justus von Dohnányi hat eine groteske Gangsterkomödie gedreht. Menschen sterben wie die Fliegen. Ist aber lustig

ELMAR KREKELER

Mit diesem Film muss Waffengleichheit hergestellt werden. Also muss man raus mit ihm an die frische Luft. Er muss Sonne haben und Strand und ein Wasser in der Nähe. Ein Freiluftkino wäre jetzt schön. Und es darf Alkohol da sein.

Nicht dass man sich Justus von Dohnányis Gangstergemetzelkomödie mit dem irgendwie schon mutigen Titel „Desaster“ unbedingt schön und lustig trinken müsste. Aber es hilft halt ungemein, wenigstens zu versuchen, einen Zustand ähnlich enthemmter Ausgelassenheit herzustellen, wie ihn die unterm azurblauen Himmel von Saint Tropez lustig aneinander sterbende Verbrecherdarstellerversammlung beim Drehen hoffentlich stocknüchtern erreicht hat.

Irgendeiner, hat Justus von Dohnányi erzählt, hat ihm mal erzählt, dass in südfranzösischen Fincas besonders gern durch die Schornsteine eingebrochen würde. Und dann haben die Finca-Besitzer, um das Einsteigen zu verhindern, die Schornsteine mit Gittern versehen. Das Ergebnis war eher unschön. Die Räuber blieben hängen. Es roch irgendwann bestialisch. Wir wollen jetzt nicht in die Details gehen.

Um einen solchen Schornstein inmitten einer bildschönen und hochsicherheitstraktmäßig gesicherten Finca herum hat Dohnányi nun die wahrscheinlich böseste und wildeste Krimi-Groteske der jüngeren deutschen Filmgeschichte wirbeln lassen. Den in der Esse festsitzenden Gangster hat Dohnányi, er hat für „Desaster“ ein ganz kleines wenig an Gewicht zugelegt, dann praktischer- und konsequenterweise auch gleich selbst gespielt.

Am Pool des Gangsterbosses Mischa (Milan Peschel), der auf der Flucht ist, weil ihn zwei Kronzeugen an die Justiz verraten wollen, versammeln sich: Ein Schweizer Staatsanwalt (Stefan Kurt), der gegen Zahlung mehrerer Millionen und einen mehrtägigen Aufenthalt auf der Finca bereit ist, die Kronzeugen über die Klinge springen zu lassen. Im Preis inbegriffen ist eine Affäre mit der Gattin des Gangsters (Anna Loos), die wiederum ihren Bodyguard durchaus zu nahe an den Körper lässt.

STUDIOCANAL/STUDIOCANAL

Dumm und dümmerer: Ed (Justus von Dohnányi) und Mace (Jan Josef Liefers)

Das eigentlich Böse unter der Sonne des Südens ist allerdings Mischas Mutti (Angela Winkler erreicht Angelica Hustonsche Bösartigkeit), die peinlich darauf achtet, dass ihr Sohnemann beim Foltern zwischen Fingerab- und Lebenslichtausknipsen auch brav mal an die frische Luft geht. Dohnányi schließlich gibt einen randdebilen Profikiller, der mit einem Küchenphilosophie betreibenden Kollegen namens Mace (Jan Josef Liefers) den Staatsanwalt bewachen soll.

Keiner kann richtig denken, alle haben Hintergedanken. Es gibt mehr doppelte Spiele als eine Bundesligasaison Doppelpässe verzeichnet.

„Desaster“ ist ein prima Urlaubsfilm. Weil er aussieht wie das Video eines sehr spaßigen Betriebsausflugs befreundeter Schauspieler, bei dem man gern dabei gewesen wäre. Weil in Tschechowscher Manier verlässlich jede Waffe, die Dohnányi zu Beginn seines Tarantino-Verschnitt-Ersatzes (der Tarantino-Vergleich musste einmal sein, ich entschuldige mich dafür) hinhängt oder vorzeigt, irgendwann losgeht (und er hängt verdammt viele Waffen auf). Weil man irgendwann merkt, dass man die Dialoge, die der Drehbuchschreiber Dohnányi da aufsagt und aufsagen lässt, nicht zwangsläufig verstehen muss (manchmal meint man das Gelächter noch zu hören, in das alle ausbrachen, nachdem Dohnányi „Cut“ gebrüllt hatte).

Überhaupt muss man sich nicht anstrengen. Muss sich auch nicht empathisch verausgaben, sich in niemanden einfühlen, niemanden nett finden, niemandem hinterher weinen, den Dohnányi ertränkt, vergiftet, aufspießt oder mal schnell über die Finca-Brüstung in die Tiefe schubst. Sind alles Knallchargen. Und haben Spaß dabei.

Den hat man beim Zusehen auch. Das gesamte Genremobiliar der Gangstergroteske wird zu Klump geschlagen. „Desaster“ (Untertitel: „Alles lief nach Plan. Aber der Plan war kacke“) ist ein Fest für Feingeister mit Sinn fürs Untersubtile. Freunde von Foxterriern sollten ihn meiden, Freunde von Kanarienvögeln werden ihn mögen.